

Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles
Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft
Band: 5 (1948)
Heft: 1-2

Artikel: Einiges über schöne Einbände und Erstausgaben
Autor: Thommen, G.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-387593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zylinder wieder als Vogelscheuche), auf die neugierige Mama und die guten Gutteren. Es war mir sehr erwünscht, diese bürgerliche Situation in die Elegien einzureihen, um (durch die Blume) zu zeigen, daß Goethe bei allem glückvollen Nehmen doch der überlegen Gebende ist.

Warum bist du, Geliebter, nicht heute zur Vigne gekommen?
Einsam, wie ich versprach, wartet ich oben auf dich.
Beste schon war ich hinein, da sah ich zum Glücke den Oheim
Neben den Stöcken bemüht, hin und her sich zu drehn.
Schleichend eilt ich hinaus. O, welch ein Irrtum ergriff dich.
Eine Scheuche nur wars, was dich vertrieb. Die Gestalt
Flickten wir emsig zusammen aus alten Kleidern und Rohren.
Emsig half ich daran, selbst mir zu schaden bemüht.
Nun des Alten Wunsch ist erfüllt, den losesten Vogel
Scheucht er heute, der Gärtchen und Nichte bestiehlt.

Ein Gesang voller Witz, lustig ländlich, wie Goethe überhaupt alle Register zieht, bringt das hügelige Rom zur Erscheinung und die wohlgeformte Gestalt Goethes. Hier bot sich Gelegenheit, die charakteristische Silhouette Roms zu zeigen, was aus Gründen der Komposition unterblieb.

Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträubende Haare,
Reicht den Rocken der Faust, die sich dem Scherze bequemt.
So vollendet er bald die neckische Gruppe, dann läuft er,
Ruft durch den ganzen Olymp: herrliche Taten geschehn!
Nie hat Erd und Himmel, die unermüdete Sonne
Hat auf der ewigen Bahn keines der Wunder erblickt.

Ich deutete schon auf meine Absicht hin, Mythologisches zu zeigen, den schönen Körper im griechischen Sinne. Aber es brauchte zwei

Entwürfe, bis Amor den richtigen Platz fand, bis «es sei, über dem Busen zu ruhn, dieses herrlichen Weibes, ein schöner Gedanke» – die sich lockende Form fand.

Zieret Stärke den Mann und freies mutiges Wesen,
O, so ziemet ihm fast tiefes Geheimnis noch mehr.
Städtebezwingerin du, Verschwiegenheit! Fürstin der Völker!
Teure Göttin, die mich sicher durchs Leben geführt.
Welches Schicksal erfähr ich! Es löset scherzend die Muse,
Amor löset, der Schalk, mir den verschlossenen Mund.

Völlige Hingabe und Festhaltenwollen des Geliebten – bei *ihm* Schmerz der Trennung und doch Sichlosreißenmüssen. Wir wissen, was es *ihn* gekostet hat, Friederikens Schmerz bei *sich* zu überwinden. Mit einem gewöhnlichen Liebespaar, und wäre es noch so schön gezeichnet, gingen wir hier fehl. In diesem Schlußbild stellte ich nicht den Amor auf den Sockel, sondern Apoll mit Bogen und Lyra, denn über alle Sinnlichkeit herrscht die siegreiche Form, eben das, was die Elegien zum Meisterwerk erhebt. Flüsterndes Rohr, Verißmeinnicht, Schreibbogen und Feder sind kleine, teils auf den Text sich beziehende, teils allegorische Beigaben. Sie helfen schmücken und machen insgesamt aus dem Schlußbild eine Idylle. Bildbeigaben tragen eine große Verantwortung dem Dichter gegenüber. Die ernsthafte Auseinandersetzung mit der Dichtung trägt, durch das Eindringen in die schriftstellerischen Geheimnisse, seinen Lohn *in sich*.

G. H. Thommen / Einiges über schöne Einbände und Erstaussgaben

Grundsätzlich wenigstens verhält sich der Einband zum Buche wie der Rahmen zum Bild; er ist Zugehör, nicht Hauptsache. Schließlich ist ein Buch, auch für den Bibliophilen, nicht nur zum Besitzen, zum ästhetischen Genuß, sondern auch noch zum Lesen und Durchdenken da ..., «aber man verwechselt meistens den Ankauf der Bücher mit dem Aneignen ihres Inhalts»¹. Damit soll nicht bestritten werden, daß der Einband unter Umständen durchaus ein Eigenleben führen und ein selbständiges Kunstwerk sein kann. Man

denke bloß etwa an die kirchlichen Prunkbände des Mittelalters, an die Einbände aus den Bibliotheken Jean Groliers, Thomas Maiolis und Canevaris, an die Spitzenleistungen der französischen Buchbinder im 18. Jahrhundert². Im übrigen aber besteht der Zweck des Einbandes doch vornehmlich darin, das Buch vor raschem Zugrundegehen zu schützen. Seine Rolle ist eine dienende; deshalb hat sich der Einband dem Buche in formaler und stofflicher Hinsicht nach Möglichkeit anzupassen. Einband und Buch sol-

¹ Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, Brockhaus, Leipzig 1939, II, 593.

² Die grundlegende Arbeit von H. Fürstenberg, Das französische Buch im 18. Jahrhundert und in der Empirezeit, Weimar 1929, scheint noch heute unüberholt zu sein.

len sich zu einem harmonischen Ganzen vereinen, wobei das Buch, schon kraft seiner zwangsläufig früheren Entstehung, bei der Formung des Ganzen tonangebend sein muß. Einem schlichten Druck ziemt ein schlichter Einband. Bild- undzierleistengeschmückte Texte mit kunstvoller, womöglich in Kupfer gestochener Zierschrift, typisch z. B. Montesquieus «Temple de Gnide» von 1772, mögen noch am ehesten reichverzierte, kostbare Einbände ertragen. Aber nichts erscheint uns sinnwideriger und verlogener als ein unscheinbarer Druck in anspruchsvollem, goldübersponnenem Maroquin³. Überhaupt sollte die Überbetonung des Stofflichen nicht so weit gehen, daß das Buch nurmehr wegen der aufdringlichen Schönheit seines Äußeren, einzig als kunstgewerbliches Paradestück Beachtung verdient und so zur leichtfertigen Maskerade ausartet. Ein befriedigendes Ergebnis wird am besten dann erreicht, wenn Buchdruck und Bucheinband der gleichen Zeit angehören. Nur im Gewande seiner Zeit vermag ein Buch den Kulturkreis widerzuspiegeln, in dem es entstand; nur so kann dieser scheinbar ungewollte⁴ und doch so zwingende Einklang zwischen Inhalt und Form entstehen, von dem der einzigartige ästhetische Reiz ausgeht, der den Bibliophilen so unaussprechlich anzuziehen pflegt. Welch ein Zauber geht nicht von jenem entzückenden Bändchen aus, das den Titel «Die Leiden des jungen Werthers» trägt und mit jener verträumten Vignette von Chodowiecki geziert ist. Wer fühlt sich da nicht berauscht von jener empfindsamen Zeit gebrochener Herzen – und wie unpersönlich mutet uns daneben eine moderne Gebrauchsausgabe von Goethes Werther an, die einem kaum etwas anderes als ein Gefühl der Befremdung abgewinnt.

Da nun aber aus naheliegenden Gründen die Lebensdauer des Einbandes meist kürzer ist als die des Buches, gingen alte Bücher ihres ursprünglichen Einbandes oft verlustig und wurden im Laufe der Zeiten ein- und mehrmals neu eingekleidet. So sind die Drucke der Inkunabelzeit und auch solche des 16. Jahrhunderts, die ihren zeitgenössischen Einband bis in unsere Zeit herüberretten konnten, im Handel recht selten geworden. Immerhin gelangten auch in jüngster

Zeit bedeutende Sammlungen zur Versteigerung, in denen Frühdrucke noch zu einem ansehnlichen Teile in ihrem originalen Gewande vorhanden waren. Wir nennen z. B. die überaus gepflegte Bibliothek Ashburner (Auktion Luzern, 1938) oder die 1945 in Bern aus der Sammlung Kaplan F. versteigerten Inkunabeln und Renaissancedrucke, die Genfer Auktion de Berea von 1947. – Sehr viele Frühdrucke dagegen stecken heute in Einbänden des 17. und 18. Jahrhunderts. Ist es doch nur zu bekannt, daß besonders fürstliche Sammler in Frankreich und anderswo, angefangen bei Heinrich II. und seiner «bibliophilen» Geliebten, Diane de Poitiers⁵, bis zu Ludwig XVI. auch Inkunabeln und selbst frühe Handschriften unbedenklich nach dem Geschmacke ihrer Zeit einheitlich neubinden ließen, selbst wenn der ursprüngliche Einband noch gut erhalten war. Nicht zu reden von der rücksichtslosen Art, in der gerade im 18. Jahrhundert breitrandige Exemplare, bisweilen sogar unter Textverlust, beschnitten und zerschnitten wurden, um in die gewünschte Form nach Schema F gezwängt zu werden. Auch die stilwidrigen «Réemboîtages» waren damals an der Tagesordnung. Es spricht immerhin für die großen französischen Buchbinderdynastien der Padeloup und Derome, daß sie selten und wahrscheinlich nur dem verständnislosen Drängen ihrer Besteller nachgebend, Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts in die spitzenmusterübersäten, grellfarbenen Maroquinhüllen kleideten, die bis ins 19. Jahrhundert hinein im Schwange waren. Solche anachronistische Kostümierungen blieben denn doch in der Regel Buchbindern dritter und vierter Garnitur vorbehalten. Sie sind übrigens zu jeder Zeit begangen worden.

Es kann nur immer wieder betont werden, wie wichtig es ist, daß sich der Bibliophile beim Einbindenlassen von alten Büchern stärkste Zurückhaltung auferlegt. Der Nachbesitzer, handle es sich nun um einen Privaten oder um den Staat, wird ihm dafür dankbar sein. Im Handel trifft man noch häufig ungebundene, unbeschnittene alte Bücher, selbst aus dem 15. Jahrhundert. Recht zahlreich tauchen auch noch provisorisch in Kartongebundene Drucke des 17. und 18. Jahrhunderts auf, es sei bloß etwa an die vielen klein- und großformatigen Bodoni-Drucke in jenen

³ Vom Maroquinkult dürfte auch Fürstenberg nicht gänzlich befreit sein.

⁴ Als Gegensatz wäre der moderne Luxus- und Pressedruck zu erwähnen, dem eine bewußt künstlerische Leistung zugrunde liegt.

⁵ Der große Historiograph und Bibliophile J. A. de Thou fällt über sie ein vernichtendes Urteil, vgl. Pierre Bayle, «Dictionnaire Historique et Critique», in der geschätzten Rotterdamer 3. Ausgabe von 1720, Bd. 3, S. 2338 A.N.

bekannten, rötlichen Interimpappbänden erinnert. Diese nun nachträglich noch endgültig binden zu lassen, wäre kaum zu empfehlen; denn abgesehen davon, daß solche Interimbände ohne weiteres Jahrhunderte zu überdauern vermögen, kann ein moderner Buchbinder mit noch so viel Geschmack und historischem Einfühlungsvermögen den damaligen Zeitgeist doch nicht mehr in seiner Reinheit heraufbeschwören. Auf solche Künsteleien ist das moderne Buchbinder-gewerbe auch gar nicht angewiesen, stellen doch u. a. die Luxusdrucke und Pressedrucke unserer Zeit ihm weit dankbarere, verdienstlichere und köstlichere Aufgaben! Bei der Behandlung alter Bücher sollte vorab der Konservierungsgedanke entscheiden, der sich praktisch z. B. sehr gut mit der Herstellung von widerstandsfähigen Schubern verwirklichen läßt, deren Ausgestaltung unbedenklich dem individuellen Ermessen des einzelnen Sammlers überlassen werden mag. Alte Drucke in Originalumschlägen erfordern in erster Linie schonende Behandlung.

Die Schweiz ist, nebenbei bemerkt, nie ein besonderer Nährboden für Einband- oder gar speziell Maroquinfanatiker⁶ gewesen. Jedenfalls erzielten bei uns kostbare und kunstvoll gebundene Bücher, sofern ihr geistiger Gehalt nicht einigermaßen dem Äußeren entsprach, kaum je übertriebene Preise. Für Grolier- und Maioli-Einbände werden allerdings auch in der Schweiz dann und wann Preise erzielt, wie sie auch seltenste Drucke kaum zu erreichen pflegen. In der welschen Schweiz ist der Markt für schöne französische und italienische Einbände des 17. und 18. Jahrhunderts begreiflicherweise belebter. Eng verbunden mit dem Sammeln von reichen «reliures» pflegt das Interesse für namhafte Provenienzen einherzugehen, besonders wenn die Ornamentik der Buchdeckel goldgepreßte Supralibros mitumfaßt. Es scheint für unsere Landsleute zu sprechen, daß im allgemeinen Bücher aus dem Besitze bedeutender Gelehrter, Staatsmänner und Sammler – aus dem 18. Jahrhundert seien u. a. Voltaire, Buffon, Colbert, Mesdames du Deffand und d'Epinay, die Herzöge von Choiseul und Richelieu, der Kardinal Loménie de Brienne, die Grafen von Hoym und

d'Argenson, die großen Sammler, Baron de Longepierre und Crozat de Thiers genannt – hier stärker umworben werden als die mit Herrscherinsignien geschmückten Prachtsbände irgendwelcher gekrönter Häupter bzw. ihrer Maitressen⁷, bei denen mitunter fraglich ist, ob sie zur Literatur überhaupt geistige Beziehungen unterhielten oder ob die betreffenden Werke je auch wirklich auf den Regalen der fürstlichen Privatbibliothek gestanden haben. Bücher aus den Bibliotheken Napoleons I. («Malmaison»), die übrigens durchaus nicht immer von hervorragenden Meistern gebunden wurden, sind heute kaum stark gefragt. So kann es uns wenig wundern, daß infolge der lässigen Nachfrage die marktmäßige Bewertung solcher reichverzierter Einbände aus Fürstenbesitz seit den 1930er Jahren in unserem Lande sozusagen unverändert geblieben ist. Möglicherweise wurde dieser Stillstand noch dadurch gefördert, daß das Ausland, wobei vor allem an die prunkliebenden Amerikaner und Franzosen zu denken ist, sich an unseren inländischen Bücherauktionen wegen der anhaltend ungünstigen internationalen Wirtschaftslage fast nicht mehr als Käufer beteiligen kann. Andererseits läßt sich leicht erkennen, daß die wachsende Gier bibliophiler Sammler und bibliomaner Snobs für Inkunabeln, Renaissance-drucke – in Amerika scheint sich neuerdings die Barockliteratur besonderer Gunst zu erfreuen – sowie für Erstausgaben der großen Klassiker und zumal der deutschen Romantiker die Preise dieser Werke gewaltig anschwellen ließ. Ein Absinken der Preise ist zur Zeit nicht zu erwarten. Auf alle Fälle scheinen bei uns die «editio princeps men» über die «tawny moroccoites» den Sieg davongetragen zu haben. An sich bestimmt kein schlechtes Omen. Es ist ein Sammeln mehr im erasmischen Sinne, d. h. ein vorzüglich auf den Inhalt und erst in zweiter Linie auf die Form gerichtetes. Allerdings dünkte den Erasmus die elegante Form eines Druckes auch nichts Nebensächliches⁸!

⁷ Nicht zu reden von der langweiligen Andachts- und Anekdotenliteratur des Töchtertrios Ludwigs XV., das in Maroquin rouge, vert und citron binden ließ.

⁸ Vgl. Allen, P. S. und H. M., *Opus epistolarum Des. Ersami Roterodami denuo recognitum et auctum*, Oxford, 1906-38, VI. App. XIX, Erasmus' first will, 45-48: «Curent omnes lucubrationes meas excudendas per Joannem Frobenium, si fieri possit, aut per alium, eleganter et quam potest fieri pro dignitate, digestas in tomos, quemadmodum in Catalogo designavi...»

⁶ Andrew Lang in seinem unterhaltsamen Büchelchen «The Library», London MacMillan 1881, S. 20, bezeichnet ihn spaßhaft als «tawny moroccoite» im Gegensatz zu dem «editio princeps man».